

Gershom Scholem

Walter Benjamin –
die Geschichte
einer Freundschaft

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 467 der Bibliothek Suhrkamp

Gershom Scholems Bericht ist mehr als eine Biographie. Teilweise unbekannte Dokumente vorlegend, leuchtet der intimste Kenner Leben und Werk Walter Benjamins aus. Die Geschichte der Freundschaft beginnt mit den ersten Berührungen im Jahre 1913 und 1915, sie schildert die Jahre in der Schweiz von 1918 bis 1919, sie schildert Scholems nimmermüde Bemühungen, den Freund nach Jerusalem zu holen, und sie liefert einen bedeutenden Kommentar zu Benjamins marxistischen wie metaphysisch-jüdischen Vorstellungen.

Gershom Scholem
Walter Benjamin -
die Geschichte
einer Freundschaft

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1975

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24114-1

Inhalt

Vorwort	7
Erste Berührungen (1915)	10
Wachsende Freundschaft (1916–1917)	30
In der Schweiz (1918–1919)	69
Die ersten Nachkriegsjahre (1920–1923)	111
Vertrauen aus der Ferne (1924–1926)	152
Paris (1927)	164
Das gescheiterte Projekt (1928–1929)	179
Krisen und Wendungen (1930–1932)	196
Die Jahre der Emigration (1933–1940)	242
Anhang: Briefwechsel über den historischen Materialis- mus aus dem Frühjahr 1931	283
Namenregister	293

Vorwort

Es leben nur noch sehr wenige Menschen, die genauere und tiefergehende Erinnerungen an Walter Benjamin haben. Er kannte viele Menschen in oberflächlichem Umgang; nur sehr wenigen eröffnete er einen Blick in seine Person. Es ist sehr zu bedauern, daß diejenigen, die ihm nahe standen, kaum Erinnerungen an ihn aufgezeichnet haben. Ein halbes Jahr nach seinem Tode bemühte ich mich, seine geschiedene Frau Dora, die ihn fünfzehn Jahre lang wohl am genauesten gekannt hat, zu bewegen aufzuschreiben, was sie von seinem Leben und von seinem eigentlichen Selbst wußte und gesehen hatte – leider ohne Erfolg. Demgegenüber hat Asja Lacin, die in den zwanziger Jahren, vor allem zwischen 1924 und 1930 eng mit ihm befreundet war, in ihrem Buch *Revolutionär im Beruf* (1971) einige Erinnerungen an ihn veröffentlicht. Soweit ich sie nachprüfen kann, zeichnen sie sich nicht gerade durch Zuverlässigkeit aus, sowohl dem Inhalt wie der Chronologie nach. Der Autorin, die unter Stalin viele Jahre in Lagern verbracht hat und daher keine Papiere mehr besaß, haben sich die Dinge in der Erinnerung teilweise stark verschoben.

Was ich hier geben kann, ist die Geschichte unserer Freundschaft und mein Zeugnis über den Menschen Walter Benjamin, wie ich ihn gekannt habe. Es liegt in der Natur der Sache, daß ich dabei hier und da, besonders am Anfang und in einigen Aufzeichnungen und Briefen, auch von mir werde reden müssen, soweit es für das Verständnis dieser Freundschaft notwendig ist.

Wer Erinnerungen schreibt, und gar jemand, der fünfundsiebzig Jahre nach dem Tod des Partners solche überliefert, muß die Warnung beherzigen, die unserer Generation durch die in ihrer Authentizität höchst zweifelhaften, aber von der hungrigen Welt kritiklos verschlungenen Gespräche Gustav Janouchs mit Kafka eindrücklich vor Augen geführt worden

ist, Gespräche, die der Autor mit einer unkontrollierbaren Erklärung für den Aufschub erst veröffentlichte (oder produzierte?), als nach dem zweiten Weltkrieg Kafka weltberühmt wurde. Er hat auch die Frage zu gewärtigen – und wie sehr gerade in einem so von Polemik durchsetzten Fall wie dem von Walter Benjamin –, mit welchem Recht er Tatsachen berichten, umschreiben und deuten kann, die nicht immer durch direktes Beweismaterial gestützt sind. Gewiß, vielem hier Berichteten liegen Tagebuchnotizen, sonstige Aufzeichnungen und viele Briefe zugrunde, die verwendet oder zur Kontrolle benutzt werden konnten. Für vieles aber kann der Memorialist der Natur der Dinge nach keinen anderen Kredit in Anspruch nehmen als den seiner, wie er glauben muß, erwiesenen persönlichen Zuverlässigkeit und Integrität. Wer ihm diese Qualitäten bestreitet, für den bleiben diese Erinnerungen stumm, auch wenn sie, oder vielleicht gerade, weil sie auf jahrelangem sehr engen Umgang beruhen, also, wie es jetzt gern heißt, dadurch allein schon ein »Vorurteil« involvieren, von dem die frisch und fröhlich drauflosinterpretierenden Jungen bekanntlich gänzlich frei sind.

Die in Benjamins *Briefen* (1966) veröffentlichten Schreiben an mich haben wesentliche Momente unserer Beziehung aufbewahrt. In den folgenden Aufzeichnungen wird vieles davon amplifiziert, aber ebenso vieles aufgeführt, was dort nicht oder nur andeutungsweise zur Sprache gebracht wurde. An nicht wenigen Stellen habe ich auch zur Sache gehörige unveröffentlichte Briefe von ihm und an ihn ganz oder teilweise wiedergegeben. Mit sehr wenigen, im Zusammenhang unvermeidbaren Ausnahmen stammen die hier vorkommenden Briefzitate also aus dem unveröffentlichten Bestand. Von den etwa 300 Briefen an mich sind in jener Sammlung nur 130 ganz oder auszugsweise gedruckt. Bei den hier neu vorgelegten habe ich die Orthographie und Interpunktion der Originale, besonders bei der höchst persönlichen Art seiner Kommasetzung, beibehalten.

So soll der vorliegende Band auch weitgehend der Biographie Benjamins zugute kommen, die zu schreiben beim gegenwärtigen Stand der Dinge unmöglich ist.

In den acht Jahren unseres persönlichen Umgangs haben wir natürlich sehr viele Gespräche geführt, deren Inhalt mir entschwunden ist, aber vieles hat sich durch die Bedeutung des Gegenstandes oder durch besondere Begleitumstände, Urteile und Formulierungen meinem Gedächtnis tief eingeprägt. So ist das Bild, das hier von Benjamin gegeben wird, zweifellos ein sehr persönliches, durch die Erfahrungen und Entscheidungen meines eigenen Lebens mitbestimmtes, aber dennoch, wie ich hoffe, authentisches.

Jerusalem, im Februar 1975

Erste Berührungen (1915)

Bevor ich Benjamin persönlich kennenlernte, sah ich ihn im Herbst 1913, als in einem Saal über dem Café Tiergarten in Berlin eine Zusammenkunft zwischen der zionistischen Jugendgruppe, der ich angehörte und die unter dem Namen »Jung-Juda« Propaganda unter den Schülern der oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Anstalten in Berlin trieb, und der in den selben Kreisen wirksamen »Jugendbewegung«, des unter dem Einfluß Gustav Wynekens stehenden »Sprechsaals der Jugend«, stattfand. Diese Sprechsäle bestanden nämlich, was in der später veröffentlichten Literatur, soweit sie mir bekannt ist, stets geflissentlich verschwiegen wird, zum größten Teil ebenfalls aus Juden, freilich aus solchen, die von eben dieser Tatsache wenig oder gar keinen Gebrauch machten. Es waren etwa achtzig Menschen versammelt, die sich über ihr Verhältnis zum jüdischen und deutschen Erbe aussprechen wollten. Von beiden Seiten sprachen je zwei oder drei Redner. Der Hauptsprecher der Wyneken-Leute war Walter Benjamin, von dem das Gerücht ging, er sei ihr begabtester Kopf. Er hielt eine sehr gewundene, den Zionismus nicht von vornherein ablehnende, aber irgendwie beiseite schiebende Rede, deren Tenor und Einzelheiten ich vergessen habe. Unvergeßlich blieb mir aber die Art seines Auftretens. Ohne die Anwesenden anzuschauen, sprach er mit großer Intensität und durchaus druckfertig in eine obere Ecke des Saales hinein, die er die ganze Zeit über unverwandt fixierte. Auch was ihm von den Zionisten erwidert wurde, weiß ich nicht mehr.

Im »Sprechsaal« fanden sich Schüler und Studenten zusammen, die von der »höheren Schule« besonders enttäuscht waren, aber im Grunde auf viel tiefere geistige Umwälzungen zielten. Einer meiner Mitschüler, Georg Strauss, der selber später zum Zionismus überging, suchte mich im Frühjahr 1914 vergebens zum Anschluß an diese Gruppe zu bewegen.

Wenn man die bittere Abneigung Benjamins gegen seine Schu-

le, wie sie in der *Berliner Chronik* zum Ausdruck kommt, in Betracht zieht, ist es überraschend zu erfahren, wie mir Schulkameraden von ihm erzählt haben, daß die Kaiser Friedrich-Schule in Berlin eine ausgesprochene Reformschule war. Sie stellte eine Mischung von Gymnasium und Realschule dar, in der Französisch von Sexta an, Lateinisch von Tertia und Griechisch erst von Secunda an gelehrt wurde, und zwar nicht aufgrund von Grammatiken, sondern gleich am Text der *Ilias*. Der Direktor der Schule, Professor Zernickel, war ein Schulreformer. Zu Benjamins Schulkameraden gehörten unter anderen Ernst Schoen, Alfred Cohn, Herbert Blumenthal (später Belmore), Franz Sachs, Fritz Strauss, Alfred Steinfeld und Willy Wolfradt, der spätere Kunstschriftsteller, die einen Kreis bildeten, der sich regelmäßig traf und Literatur las und besprach. Fritz Strauss hat mir erzählt, daß diese Gruppe Benjamin als ihren Anführer betrachtete. Seine geistige Überlegenheit sei allen sichtbar gewesen.

Der »Sprechsaal« verfocht nicht nur die Ideen der radikalen Schulreform, er stand auch für eine autonome Kultur der Jugend, deren klassischer Text Gustav Wynekens damals erschienene *Jugendkultur* war. Diese Ideen wurden in der von Georg Barbizon (Pseudonym für Georg Gretor) und Siegfried Bernfeld herausgegebenen Zeitschrift *Der Anfang* mit viel Pathos verkündigt. Es war allgemein bekannt, daß aber die wichtigsten Aufsätze von Studenten wie Benjamin, der unter dem Pseudonym Ardor schrieb, stammten. Die Zionisten, die ein sehr lebendiges Geschichtsbewußtsein hatten, konnten mit der radikalen Geschichtslosigkeit, die im *Anfang* vertreten wurde, nicht viel anfangen. Der heute bei verwandten Unternehmungen revolutionärer Jugend herrschende gesellschaftspolitische Index fehlte diesen Gruppen um den *Anfang*, denen »Jugendlichkeit« als solche schon einen schöpferischen Neubeginn zu garantieren schien.

Ich wußte damals nicht, daß Benjamin in den Jahren 1912 und 1913 mündlich und brieflich mehrere intensive Auseinandersetzungen über den Zionismus geführt hatte, von denen die mit Kurt Tuchler verlorengegangen sind, die mit Ludwig Strauss (von 1913) sich aber erhalten haben. Strauss war ein Schulkamerad von Fritz Heinle, der in den fünfzehn Monaten vom April 1913, als er aus Göttingen nach Freiburg kam, bis zum Kriegsausbruch 1914 in Benjamins Leben eine zentrale Rolle gespielt hat. Strauss und Heinle stammten beide aus Aachen, dichteten beide und standen während ihres Studiums in Freiburg und Berlin in teils engerem, teils loserem Kontakt mit der Freien Studentenschaft.

Als ich Benjamin kennenlernte, war das alles Vergangenheit. Der Erste Weltkrieg war ausgebrochen und hatte die »Jugendbewegung« weggewischt. Ich war in meinem ersten Semester, studierte an der Universität Mathematik und Philosophie und außerhalb von ihr, aber mit mindestens ebensolcher Intensität, Hebräisch und die Quellen des jüdischen Schrifttums. Ende Juni 1915 hörte ich einen Vortrag von Kurt Hiller, von dem ich ein Buch *Die Weisheit der Langeweile* gelesen hatte. Er trug, sozusagen in Nietzsches Fußspuren, eine vehemente Denunziation der Historie als einer geist- und lebensfeindlichen Macht vor, die mir gänzlich unzulänglich und verfehlt schien. Geschichte? Unsinn! Wir leben ohne Geschichte; was geht uns dieser ganze Kram der Jahrtausende an? Wir leben mit dem Geschlechte, das mit uns geboren ist! So faßte ich damals die Substanz seines Vortrages in meinem Tagebuch zusammen. Am Ende des Vortrags wurde verkündet, daß eine Woche später im Siedlungsheim der Freien Studentenschaft, irgendwo in Charlottenburg, eine Diskussion über den Vortrag stattfinden würde. Ich ging hin und meldete mich unter den vielen Diskussionsrednern zu Worte, protestierte in ziemlich hilfloser Rede gegen Hillers Konzeption von Geschichte, was mir aber die Ungunst des Vorsitzen-

den Dr. Rudolf Kayser, eines Freundes von Hiller, eintrug, der mir bei einer Stockung kurzerhand das Wort entzog. Dort sprach auch Benjamin, der mir wieder durch die oben beschriebene Haltung bei seiner Rede auffiel. Diese Haltung hing wohl mit seiner ausgesprochenen Kurzsichtigkeit zusammen, die es ihm schwer machte, bewegte Gruppen aufzunehmen.

Einige Tage später kam ich ins Katalogzimmer der Universitäts-Bibliothek und fand mich Benjamin gegenüber, der mich intensiv anschaute, als ob er versuche, sich zu erinnern, wer ich wohl sei. Dann ging er hinaus, kam aber nach kurzer Zeit wieder zurück, machte eine formvollendete Verbeugung und fragte, ob ich jener Herr sei, der auf dem Hiller-Abend gesprochen hätte. Ich bejahte. Nun, er wolle mit mir über die Sachen sprechen, die ich gesagt hätte, und bäte mich um meine Adresse. Am 19. Juli erhielt ich eine Einladung: »Sehr geehrter Herr – ich möchte Sie bitten mich am Donnerstag dieser Woche gegen 5¹/₂ Uhr zu besuchen.« Später erhielt ich aber einen Anruf, der die Einladung einen Tag früher legte.

So besuchte ich ihn am 21. Juli 1915 zum ersten Mal. Das Haus im Grunewald, das seinen Eltern gehörte, war das Eckhaus Delbrückstraße 23, Ecke Jagow- (heute Richard-Strauss-) Straße. Er hatte dort ein großes, sehr anständiges Zimmer mit vielen Büchern, das auf mich den Eindruck einer Philosophenklausur machte. Er ging gleich *in medias res*. Er beschäftigte sich viel mit dem Wesen des historischen Prozesses und machte sich Gedanken über Geschichtsphilosophie. Deshalb habe ihn interessiert, was ich gesagt hätte, und er bitte mich, ihm auseinanderzusetzen, was ich mit meiner Fragestellung gegen Hiller gemeint habe. So kamen wir schnell auf die Dinge zu sprechen, die mich damals besonders beschäftigten, nämlich Sozialismus und Zionismus. Ich war damals schon seit vier Jahren im zionistischen Lager, in das mich die Erkenntnis des Selbstbetrugs, in dem der Kreis meiner Familie und deren Umgebung lebte, sowie die Lektüre einiger Werke über jüdische Geschichte, vor allem Heinrich Grätz' *Geschichte der*

Juden geführt hatten. Beim Ausbruch des Krieges, dem ich von vornherein mit völliger Ablehnung gegenüberstand, so daß ich von der hohen Gefühlswelle, die damals so weite Kreise schlug, überhaupt nicht berührt wurde, fand ich mich unerwartet im selben politischen Lager wie mein etwas älterer Bruder Werner, der sich damals schon der Sozialdemokratischen Partei angeschlossen hatte, aber im Lager der entschlossenen kriegsgegnerischen Minorität der Partei stand. Ich las damals viel über Sozialismus, historischen Materialismus und vor allem über Anarchismus, dem meine Sympathien am meisten galten. Nettlaus Biographie von Bakunin und die Schriften Kropotkins und Elisé Reclus' hatten auf mich tiefen Eindruck gemacht, wozu 1915 die Lektüre der Schriften Gustav Landauers trat, vor allem dessen *Aufruf zum Sozialismus*. Ich suchte diese beiden Wege des Sozialismus und Zionismus bei mir zu vereinigen und hielt darüber eine Rede an Benjamin, der zugab, daß das zwei gangbare Wege sein könnten. Natürlich war ich damals auch, wie jeder Zionist, von Martin Buber beeinflusst, dessen *Drei Reden über das Judentum* (1911) eine große Rolle in der Gedankenwelt der zionistischen Jugend spielten, was ich heute, nach 60 Jahren, kaum noch nachzufühlen imstande bin. Benjamin meldete schon damals, in unserem ersten Gespräch, starke Vorbehalte gegen Buber an, die bei mir um so stärkeren Widerhall fanden, als die positive Stellungnahme Bubers und seiner Hauptschüler zum Kriege (dem sogenannten »Erlebnis« des Krieges) meine besondere Empörung erweckt hatte. So kamen Benjamin und ich unvermeidlicherweise sehr bald auf die Stellung zum Kriege zu sprechen, wobei ich ihm erklärte, daß ich den Standpunkt Karl Liebknechts, der seit Ende 1914 im Reichstag gegen die Bewilligung der Kriegskredite gestimmt hatte, teilte. Als Benjamin mir sagte, auch er stehe ganz auf diesem Standpunkt, erzählte ich ihm meine persönliche Geschichte. Ich hatte nämlich im Februar 1915 mit einer Gruppe Gleichgesinnter aus der »Jung-Juda«-Gruppe einen Protestbrief ge-

gen kriegsbegeisterte Artikel an die Redaktion der *Jüdischen Rundschau*, des Organs der Zionisten in Deutschland, verfaßt, in welchem unsere Stellung zum Krieg präzisiert wurde, ohne daß natürlich eine Chance bestand, unter der Herrschaft der Militärzensur dieser Stellung zur öffentlichen Aufnahme zu verhelfen. Der Brief war aber in einer umlaufenden Abschrift einigen Mitschülern bekannt geworden, die mich denunzierten, und ich mußte daraufhin, ein Jahr vor dem Abitur, das Luisenstädtische Realgymnasium verlassen. In der Tat studierte ich damals aufgrund der sogenannten »kleinen Matrikel«, die jungen Leuten mit Prima-Reife volle Immatrikulation für vier Semester erlaubte. Das war ein Statut, das, zugunsten der jüngeren Söhne der preußischen Adeligen und Gutsbesitzer gemacht, in weiten Kreisen unbekannt blieb und mir nach meinem Hinauswurf nur zufällig bekannt wurde und so zum Studium verhalf. Seit Anfang 1915 hatte ich mit meinem Bruder auch die Zusammenkünfte besucht, die die sozialdemokratischen Kriegsgegner ohne Polizeierlaubnis in einem Restaurant in Neukölln abhielten und bei denen die wichtigsten Führer der Opposition, soweit ich mich erinnere, alle 14 Tage über die innere Lage referierten. Benjamin war von diesen Mitteilungen außerordentlich angetan und sie interessierten ihn sehr. Er wollte auch gleich irgend etwas bei der Opposition mitmachen. Ich lud ihn ein, am nächsten Tag zu mir zu kommen, wo ich ihm Schriften, die von dieser Gruppe veröffentlicht worden waren, zu lesen geben würde. Dazu gehörte vor allem das erste und einzige Heft der von Rosa Luxemburg und August Thalheimer herausgegebenen Zeitschrift *Die Internationale*, an deren illegaler Verbreitung ich mich mit meinem Bruder beteiligt hatte. Unser erstes Gespräch dauerte mehr als drei Stunden.

Der erste Zug, der mir an ihm auffiel und in der Tat sein Leben lang für ihn charakteristisch blieb, war, daß er beim Gespräch niemals ruhig sitzen blieb, sondern sogleich im Zim-

mer umherzugehen begann, während er die Sätze formulierte, und sich dann gern vor einen hinstellte und in eigenartig intensiver Intonation seine Stellungnahme vorbrachte oder mögliche Stellungnahmen gleichsam experimentierend formulierte. Dabei schaute er einen, wenn man mit ihm allein war, gern mit großen Augen an. Wenn er dagegen, wie schon gesagt, oft, besonders wenn er in größerem Kreise sprach, den Blick auf die fernste Ecke der Zimmerdecke konzentrierte, gab ihm das ein geradezu magisches Aussehen. Diese Starre des Blicks stand sehr im Gegensatz zu seiner sonst lebhaften Gestik.

Ich sprach von seinem Aussehen. Benjamin war nicht, was man schön nennen könnte, aber durch die ungewöhnlich reine und hohe Stirn eindrucksvoll. Über der Stirn trug er dichtes, ziemlich hohes, dunkelbraunes Haar, leicht gewellt und kaum zu bändigen, wie es, später ergrauend, bis ans Ende erhalten blieb. Schön seine Stimme, die melodisch und einprägsam war. Er las ausgezeichnet und wirkte bei ruhiger Stimmlage dann sehr stark. Er war von mittlerer Gestalt, damals und noch Jahre hinaus sehr schlank, ging betont unauffällig gekleidet und hielt sich meistens leicht vornüber gebeugt. Ich glaube nicht, daß ich ihn je aufrecht mit gerecktem Kopf habe gehen sehen. Sein Gang hatte etwas Unverwechselbares, Bedächtiges und Tastendes, was wohl auch seiner Kurzsichtigkeit zuzuschreiben war. Er liebte nicht, schnell zu gehen, und für mich, der viel größer war, lange Beine hatte und große schnelle Schritte machte, war es nicht leicht, bei gemeinsamen Wegen mich seiner Gangart anzupassen. Er blieb sehr oft stehen und sprach weiter. Von hinten war er an seinem Gang leicht zu erkennen, und diese Eigenart seines Ganges verstärkte sich im Laufe der Jahre. Unter der Stirn fiel die starke Brille auf, die er im Gespräch oft abnahm, wobei seine dunkelblauen Augen sehr eindrucksvoll in Erscheinung traten. Seine Nase war regelmäßig, der untere Teil des Gesichts damals noch

recht weich, sein Mund voll und sinnlich. Die untere Gesichtshälfte kontrastierte in ihrer noch unvollkommenen Ausbildung zu der oberen, streng und ausdrucksvoll entwickelten. Wenn er sprach, nahm aber sein Gesicht einen merkwürdig geschlossenen, eher nach innen gekehrten Ausdruck an. Stets trug er einen ziemlich dichten Schnurrbart, war im übrigen aber immer glattrasiert. Der Teint seines Körpers war ausgesprochen weiß, im Gesicht aber leicht ins Rötliche gehend. Die Hände schön, schmal und ausdrucksvoll. Der Gesamteindruck der Physiognomie war durchaus jüdisch, aber auf eine stille, gleichsam eingezogene Weise. Die besten Photos, die von ihm existieren, sind die von Germaine Krull (1926) und die etwa zehn Jahre später entstandenen von Gisèle Freund, beide aus Paris.

Seine Umgangsformen waren vom ersten Moment an von prononcierter Höflichkeit, die natürliche Distanz setzte und den Partner zu gleichem Verhalten aufzufordern schien. Das war in meinem Fall besonders schwierig, da ich von Natur aus keineswegs zur Höflichkeit neigte und für meine provokativen Umgangsformen von Jugend auf einigermaßen berüchtigt war. Benjamin, dem die in Berlin so übliche Kaltschnäuzigkeit und Rauheigkeit, die ich in meinen Beziehungen zu Jugendfreunden genügend erfahren hatte, völlig abging, war wohl der einzige Mensch, dem gegenüber ich fast durchweg höfliche Formen bewahrt habe. Freilich gab es einen Punkt, an dem ich mich im Gespräch mit ihm schadlos halten konnte. Benjamin sprach gewählt, aber unauffällig, ohne Ostentation, hier und da – nicht sehr durchschlagend und eher in imitierender Art – ins Berlinische verfallend, in dem er aber nicht sehr gut zu Hause war. Er war im alten Westen geboren und aufgewachsen, wo das Berlinische schon angekränkelt war, während ich selber aus Alt-Berlin stammte, und der Dialekt und die Umgangsformen der Friedrichsgracht und des Märkischen Viertels mir natürlich waren. So verfiel ich gern, wenn es nicht gerade um Philosophie und Theologie ging, in reines Berli-

nisch, in dem ich ihm überlegen war, was er überraschenderweise sehr heiter und aufmerksam aufnahm. Dafür war ich ihm in hochdeutscher Rede entschieden unterlegen. Seine Redeart hat mich im Lauf der Zeit stark beeinflusst, und ich nahm manche seiner Manierismen an, wie etwa die emphatische Stellung des »sich« bei Reflexiv-Verben. Das höchste Wort der Anerkennung war in diesen Jahren bei ihm, wenn er etwas »außerordentlich« nannte – stets mit einem besonderen Tonfall gesprochen. Unter den kritischen Termini stand »objektive Verlogenheit« hoch im Kurs. Jüdische Wendungen verwendete er damals nie und begann sie erst später, unter Doras und meinem Einfluß, zu gebrauchen. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich mich habe bewegen lassen, an einer Stelle eines Briefes von ihm (B. I, 381) eine solche Wendung fortzulassen und durch Punkte zu ersetzen.

Als ich Benjamin kennenlernte, war er gerade 23 Jahre alt geworden, während ich 17½ war. So war sein »Profil« natürlich ausgebildeter als meines, obwohl ich schon eine entschiedene Linie verfolgte, während er die seine mit dem Zusammenbruch der Jugendbewegung, die ihm soviel bedeutet hatte, aufgegeben und noch keine neue bezogen hatte. Unsere Zukunft war uns beiden noch nicht klar. Unser sozialer Hintergrund war bei aller Gemeinsamkeit doch sehr verschieden. Er kam aus großbürgerlicher, zeitweise geradezu reicher Familie, ich aus dem im Aufstieg begriffenen jüdischen Kleinbürgertum, in dem es niemals reich, aber wohlhänständig herging. Unsere Lebensläufe waren, uns selber vielleicht nur halb bewußt, fast dramatisch verschieden. Daß Söhne assimilierter Familien sich dem deutschen Freudentum, der Jugendbewegung und literarischen Ambitionen widmeten, war alltäglich. Daß sich aber einer mit Leidenschaft auf das Studium des Talmud warf, obwohl er keiner orthodoxen Familie entstammte, und den Weg zur jüdischen Substanz und deren historischer Entfaltung suchte, war sogar unter Zionisten, deren es in diesen Jahrgän-

gen nicht wenige gab, sehr ungewöhnlich. Als Benjamin sich der Jugendbewegung widmete, hatte ich mit diesen Studien begonnen. In der Woche, in der ich ihn zum ersten Mal besuchte, hatte ich mit meinem Jugendfreund Erich Brauer, der damals Graphiker war, beschlossen, eine Zeitschrift herauszugeben, *Die blauweiße Brille* (von der drei Nummern erschienen sind), die die Opposition der radikalen zionistischen Jugend gegen den Krieg und die der Kriegspsychose verfallenen zionistischen Kreise vertreten sollte. Benjamin hatte mir bei meinem Besuch die ersten neun Hefte des *Anfang* gegeben, die ich, der einiges davon schon 1914 bei einem Mitschüler gesehen hatte, nun noch einmal aufmerksam las, ohne davon beeindruckt zu werden. Auch Benjamins eigene Aufsätze aus dieser Zeit sprachen mich nicht an.

Wenige Tage später besuchte Benjamin mich am Nachmittag, und wir kamen uns in einem langen Gespräch bedeutend näher. Ich trug ihm Einwände gegen den *Anfang* vor, und er sagte, er habe diese Welt, die mit dem Ausbruch des Krieges zusammengebrochen sei, verlassen, besonders da der wichtigste Mensch daraus, sein Freund Heinle – von dem er später immer nur als »mein Freund« schlechthin zu sprechen pflegte – sich wenige Tage nach Kriegsausbruch mit seiner Freundin das Leben genommen habe. Ich erzählte ihm von den zwei Oppositionsgruppen, die mich damals beschäftigten, der zionistischen Jung-Juda und der sozialdemokratischen äußersten Linken. Er schlug mir vor, zu einer der Diskussionen in der Jung-Juda zu kommen, wenn ich sprechen würde. Er sagte, das Jüdische beschäftige ihn sehr, obwohl er eigentlich gar nichts darüber wisse. Ich hatte aber das Gefühl, daß er sich in diesem Kreise nicht wohl fühlen würde, und habe seine Anregung nicht weiter verfolgt. Ich war damals schon ein Bücher-*narr* und hatte eine ziemliche Bibliothek, in der er viele ihn sehr interessierende Sachen fand. Besonders interessierte er sich für Gustav Landauers Monographie *Die Revolution*, von